

(Nachdruck verboten.)

671

Esther Waters.

Roman von George Moore.

„Ich glaube fast, daß sie gewinnen wird,“ sagte William, und erhob sich ein wenig in seinem Rohrstuhl.

„Ja, ich hoffe es auch, Schatz!“ murmelte Esther und legte ihm seine Kissen zurecht. Zwei Tage später war das Pferd bis auf dreizehn gegen eins gegeben und angenommen zurückgegangen und ging sogar noch weiter herunter, bis auf achtzehn gegen eins, um dann wieder eine Weile auf zwölf gegen eins zu steigen. Dieses starke Fluktuiere konnte nur bedeuten, daß irgend etwas dabei nicht in Ordnung war, und schon begann William die Hoffnung zu verlieren; aber am folgenden Tage wurde im Tattersall wieder enorm viel Geld auf eben dieses Pferd gesetzt, und nun stand es wieder da wie zuvor: zehn gegen eins. Dies erregte solch kühne Hoffnungen in William, daß ein vorübergehender Patient im Korridor vor ihm stehen blieb und, als er die Sportszeitung auf seinem Knie liegen sah, ihn fragte, ob er sich für die Rennen interessiere. William sagte: „Ja, sehr,“ und erzählte ihm, daß er im Stande sein würde, seiner Gesundheit wegen nach Ägypten zu reisen, wenn Chasuble gewänne.

„Die, die Geld haben,“ sagte der andre, „können sich Gesundheit ebensogut kaufen, wie alles andre. Wir würden alle gesund werden, wenn wir nur dorthin könnten!“

Nun erzählte William, wie viel er eventuell gewinnen könnte.

„Das wird jedenfalls genug sein, um da draußen gesund zu werden. Es stehen jetzt zehn gegen eins auf der Währe; zweihundert gegen zwanzig; ich wünschte, ich hätte jetzt so viel Geld in der Hand. Ich hätte nicht übel Lust, das Haus zu verkaufen!“

Aber bevor er noch Zeit gehabt hatte, das nötige Geld flüssig zu machen, wurde das Pferd auf achtzehn gegen eins zurückgetrieben, und er sagte niedergeschlagen:

„Es wird doch nicht gewinnen. Da lasse ich schon lieber die Frau in ihrem Hause drin. Leute, die erst mal ins Krankenhaus kommen, haben kein Glück mehr.“

Am Tage des entscheidenden Rennens, von dem so unendlich viel für sie abhing, ging Esther durch die Straßen wie eine, die den Verstand verloren hat. Sie hatte nur ein dumpfes, stumpfes Interesse für die Vorübergehenden und die Bänkereien zwischen den Droschkentuschern und Omnibuslenkern, auf die sie sonst stets hörte. Von Zeit zu Zeit raffte sie ihre Gedanken gewaltsam zusammen, und dann wollte es ihr ganz unmöglich erscheinen, daß das Pferd gewinnen könnte! Wenn es den Sieg erränge, würden sie zweitausendfünfhundert Pfund gewinnen und sofort nach Ägypten gehen können. Aber sie konnte sich das gar nicht vorstellen. Es schien ihr viel natürlicher zu sein, daß das Pferd verlieren, ihr Mann sterben und daß sie noch einmal einsam und verlassen in der Welt dastehen und kämpfen müßte.

An dem Wirtshaus zu den „Bell and Horns“ hielt sie an, um zu sehen, wie viel Uhr es sei, und war erstaunt, als sie sah, daß es schon eine halbe Stunde später war, als sie geglaubt hatte. Jetzt war das Rennen im vollsten Gange, und Chasubles Hüfte würden nun entscheiden, ob ihr Mann sterben oder leben sollte.

Sie blickte zu den Telegraphendrähten empor, die sich deutlich von dem blauen und grauen Himmel abhoben. Diese Drähte trugen die Nachricht in alle Winde hinaus. Ging dieser nach Newmarket oder jener? Welcher?

Sie hatte das rote Gebäude des Hospitals fast erreicht. Ein Patient spazierte langsam den Gang hinauf, den Rücken ihr zugewandt; ein zweiter saß auf einer Bank, um auszurufen. Sie mußte daran denken, wie schon vor sechzehn Jahren die Patienten hier ebenso herumgewandelt waren wie heute; und wie vor sechzehn Jahren zur Herbstzeit die Bäume ebenso ihr Laub hatten fallen lassen. Und dann mußte sie plötzlich wieder ohne jeden Zusammenhang darüber nach-

denken, wann wohl der erste Knabe mit dem Extrablatt erscheinen würde!

William war nicht unten im Garten; oben war er, dort hinter jenen Fenstern; armer Kerl! Sie konnte sich wohl denken, in welcher Unruhe er jetzt dasaß, verzehrt von Angst und Ungeduld. Vielleicht spähte er schon durch eines der Fenster nach ihr aus? Aber es hätte nichts genügt, wenn sie jetzt hinausgegangen wäre; zuerst mußte sie die Nachrichten haben; ohne das Extrablatt konnte sie nicht bei ihm erscheinen. Und wie sie nun so gespannt auf den Ruf des Jungen wartete, erlebte sie von Zeit zu Zeit Ohrentäuschungen, so daß sie bald in diesem, bald in jenem Ruf auf den Straßen den fürchterlichen Ruf: „Sieger!“ zu hören glaubte und in ihren Gedanken die ganze Stadt vor diesem Ruf erbeben und zittern sah.

Dort gegenüber auf der andern Seite der Straße wurde eben etwas gerufen. Mit wankenden Knien eilte sie hinüber. Aber nein, es war etwas anderes gewesen. Endlich aber hörte sie das verhängnisvolle Wort hinter sich laut erschallen. Sie wandte sich sofort um und eilte dem Jungen nach, konnte ihn aber nicht mehr erreichen. Als sie zurückkam, begegnete sie einem zweiten. Sie gab ihm einen halben Penny und nahm eines der Blätter. Dann fiel ihr ein, daß sie ja den Jungen fragen mußte, wer gewonnen hätte, da sie nicht lesen konnte. Aber er hörte nicht mehr auf ihre Frage, sondern lief über die Straße hinüber, um seine Blätter an einige Männer zu verkaufen, die aus einem Wirtshause heraustraten. So ging sie denn langsam dem Hospital zu und betrat den Park. Aber es war ihr klar, daß sie William nicht die Zeitung in die Hand geben durfte, bevor sie wußte, was darin stand. Denn wenn die darin enthaltene Nachricht schlecht war, konnte der Schreck ihn töten. So reichte sie denn dem Portier das Blatt und bat ihn, es ihr vorzulesen.

„Bramble, King of Trumps, Young Sopsful“ las er laut.

„Sind Sie ganz sicher, daß Chasuble nicht gewonnen hat?“

„Natürlich bin ich sicher; da steht es ja doch!“

„Ich kann nicht lesen,“ sagte sie traurig und wandte sich ab.

Die fürchtbare Nachricht hatte sie überwältigt; die Welt schien vor ihren Augen zu versinken. Sie war nicht sicher, was sie nun eigentlich thun sollte, und wiederholte in einem fort zu sich selber: „Ich muß zu ihm hinaufgehen und es ihm mitteilen; es bleibt mir nichts anderes übrig.“

Die Treppe war sehr hoch, und sie stieg sie ganz langsam hinauf; auf dem ersten Absatz blieb sie stehen und blickte zum Fenster hinaus. Ein armes Geschöpf mit flacher, hohler Brust, die Ruine eines Menschen, kroch langsam und schwerfällig hinter ihr her die Treppe hinauf. Er mußte mehrmals unterwegs stehen bleiben, um auszuruhen, und in der hohen, gewölbten Treppenhalle klang auch sein Husten sonderbar laut und höhl. Unwillkürlich fiel ihr ein, daß die meisten eigentlich gar nicht so laut husteten, und dann mußte sie wieder darüber nachdenken, wie sie nur William die Nachricht am besten beibringen sollte.

„Er wollte,“ dachte sie, „Nadie zum Manne heranwachsen sehen! Er dachte, daß wir alle nach Ägypten gehen würden; daß er dort gesund werden würde, denn dort giebt's wärmende Sonne genug; nun aber wird er doch wohl im Novemberbeß sterben müssen.“

Seltsam, klar und deutlich standen diese Gedanken vor ihrer Seele, und sie war fast erstaunt über ihre scheinbare Gleichgültigkeit, bis plötzlich, als sie die letzte Treppenstufe emporgestiegen war, eine völlige Umkehrung der Gefühle sie packte. Nein, sie konnte ihm diese Nachricht nicht bringen; es war zu grausam, zu grausam! Sie ließ den armen Kranken vorausgehen, und als sie da so allein auf dem Treppensatz stand, blickte sie hinunter in die Tiefe. Sie hatte das Gefühl, sich am liebsten über das Geländer hinabzustürzen; alles und jedes wäre ihr erwünschter gewesen als das, was sie jetzt thun mußte. Aber diese momentane Umwandlung von Feigheit ging rasch vorüber, und mit festem Schritt betrat sie über den Korridor. Er war sehr lang und durchkreuzte das ganze Gebäude von einem Ende zum andern, und der Boden, sowie die

hohen Paneele an den Wänden waren aus dem gleichen braun-gebeizten Holz gefertigt wie die Treppe. Längs der Wände standen Bänke aufgereiht, und lange, bequeme Rohrstützle standen in den tiefen Fensternischen, welche den Korridor erhellen; und auf all diesen Plätzen saßen und lagen magere kranke Menschen.

Die Krankenzimmer, die zwei, drei, auch sechs oder sieben Betten enthielten, führten alle auf diesen Korridor hinaus. Die Thüren standen sämtlich offen, und als sie an einer vorbeikam, erschrak sie über den Anblick eines Knaben, der sich in seinem Bette aufgerichtet hatte. Sein Kopf war völlig kahl geschoren, nur ein paar kurze Stoppeln bedeckten den Schädel. Kopf und Gesicht bildeten so eine große, weiche Masse, aus der zwei fürchterlich große Augen ins Leere hinausublicken schienen. In einer der tiefen Fensternischen, am äußersten Ende des Korridors, saß William mit einem Buch in der Hand und las. Er sah sie, bevor sie ihn noch gesehen hatte; und bei seinem Anblick blieb sie, wie von instinktiver Furcht bewegt, stehen. Sie hielt das verhängnisvolle Blatt lose zwischen Daumen und Zeigefinger, und als sie sich ihm näherte, fühlte sie, daß ihr Aussehen ihm schon die böse Wahrheit verraten mußte.

„Ich weiß schon,“ sagte er kurz, „Chasuble hat nicht gewonnen!“

„Nein, Sahat, sie hat nicht gewonnen. Wir haben diesmal kein Glück gehabt; aber das nächste Mal —“

„Es giebt kein nächstes Mal mehr; für mich wenigstens nicht! Wenn die nächsten Rennen anfangen, werde ich weit fort von hier sein. Das werden die Novembernebel mir schon besorgen, ich fühle es. Ich kann jetzt nur noch hoffen, daß es schnell mit mir zu Ende gehe; weiter nichts. Es ist ja auch am besten, das Schlimmste zu wissen und sich mit der Gewißheit zu beruhigen, daß es keinen Ausweg giebt. Also ich muß nun doch sterben! Also es giebt keine Hoffnung mehr für mich! Und beim nächsten Rennen liege ich schon lange unten in der kalten Erde. Ich werde auf kein Pferd mehr reiten! Es kommt mir das eigentlich ganz komisch vor! . . . Gätte nur das verfluchte Pferd gewonnen! . . . Aber daß ich hierherging, das war ein böses Omen; von dem Augenblick an fühlte ich's instinktiv, daß sie nicht gewinnen würde.“

Dann, als er den Ausdruck des Schmerzes auf dem Anlitze seiner Frau sah, sagte er:

„Ach Gott; eigentlich mach's ja auch gar keinen Unterschied; es sollte nun mal sein; und was sein soll, das geschieht eben auch. Da ist nichts zu machen. Ich muß eben unter die Erde runter; ich hab' es ja die ganze Zeit über gewußt; Aegypten würde mir wahrscheinlich auch nichts genützt haben! Ich habe nie so recht daran geglaubt; es war das so 'ne falsche, frögerische Hoffnung. Du glaubst es mir nicht. Sieh mal hierher; weißt Du, was für ein Buch ich hier habe? Es ist die Bibel! Das wird Dir doch nun beweisen, daß ich wußte, es sei zu Ende mit mir. Ich weiß nicht, woher ich es wußte; aber ich wußte, daß das Pferd nicht gewinnen würde. Man weiß das eigentlich immer im Voraus; man hat das schon so im Gefühl. Selbst damals, als ich mein Geld auf sie setzte, fühlte ich mich durchaus nicht so sicher wie sonst; und seitdem ist es mir von Tag zu Tag klarer geworden, daß sie nicht gewinnen würde! Es schien mir von Anfang an nicht wahrscheinlich; und heute fühlte ich's ganz deutlich, daß die Sache aus — und alles vorüber ist. Darum habe ich mir dies Buch hier geben lassen; da stehen doch ganz wunderschöne Sachen drin.“

„O ja, Bill; ja, gewiß; und ich hoffe, Du wirst noch viel darin lesen.“

„s ist merkwürdig, wie einen das tröstet! Nun hör' bloß mal hier zu; ist das nicht wundervoll? Klingen diese Worte nicht geradezu himmlisch?“

„Ja, wahrhaftig; o Bill, ich freue mich so sehr, daß Du endlich doch zu Gott gekommen bist!“

„Ich fürchte, ich bin kein guter Mensch gewesen, Esther; früher wollte ich nie auf Dich hören, wenn Du sagtest, daß ich viel Unglück hervorbrächte durch das Wetten mit den armen Leuten, die in unser Lokal kamen. Da ist nun zum Beispiel Sarah! Ob sie wohl schon aus dem Gefängnis raus ist? Du hast sie wohl nicht gesehen?“

„Nein, Bill! Aber wir wollen gar nicht daran denken. Wenn Du wirklich bereust, wird Gott Dir auch vergeben.“

„Glaubst Du das wirklich? Früher wollte ich nie auf Dich hören; ich war so eigensinnig; aber jetzt fange ich an, es

alles zu begreifen. Die Augen sind mir plötzlich aufgegangen; jene frommen Leute, weißt Du, die damals die Sache gegen uns anstrebten, die wußten eben doch, was sie wollten; ich vergebe ihnen nun alles.“

William schwieg; er mußte ein wenig husten. Beide schwiegen eine Weile, und während des Schweigens hörte man den hier so bekannnten Husten, der sich den ganzen Korridor hinab fortzupflanzen schien. Jetzt ertönte er von den Lippen eines Mannes, der auf einem der langen Rohrstützle ausgestreckt lag. Jetzt von den Lippen des armen Menschen mit den hohlen Wangen, den großen braunen Augen und dem dunklen Bart, der eben aus seinem Zimmer herausgekommen war und sich auf eine der Bänke an der Wand niedergesetzt hatte. Dann wieder ertönte er von den Lippen eines alten, sechs Fuß hohen Mannes mit schneeweißem Haupthaar. Er saß ganz in der Nähe von Esther und William und arbeitete eifrig an einer Stiderei.

„Es wird viel schöner aussehen, wenn es erst herausgeschritten ist,“ sagte er zu einer der Wärterinnen, die bei ihm stehen blieb und seine Arbeit bewunderte.

„Ja, dann wird es schöner aussehen“, erwiderte sie freundlich. Dann ertönte der Husten aus einem der Krankenzimmer heraus; und Esther mußte an den armen, so schrecklich aussehenden Jungen denken, der in seinem Bett aufrecht darsaß, und dessen langgestrecktes, käseweißes Gesicht mit den großen, gespensterhaften Augen förmlich das Zimmer zu erleuchten schien. Und dann ertönte der Husten wieder von ihres Mannes Lippen; und beide blickten einander fest an. Beide wollten sprechen, doch keines von beiden wußte recht, was sagen. Endlich sprach William:

„Ich sagte vorher, daß ich nie so rechtes Vertrauen zu Chasuble gehabt hatte; ist sie als zweiter angekommen? Würde meinem Pech ganz ähnlich sehen, wenn das der Fall gewesen wäre. Laß mich mal die Zeitung sehen.“

Esther reichte ihm das Blatt.

„Bramble — eine Chance wie fünfzig gegen eins! Es hat sicherlich nicht einer von hundert auf ihn gesetzt. Ring of Trumps; auf den ist wohl nicht das geringste Platzgeld verloren worden. Young Hopeful; ein vollkommener Außsüßer; o Welch ein Tag, Welch ein Tag für die Buchmacher!“

„Du mußt jetzt nicht mehr an solche Dinge denken,“ sagte Esther. „Dieses Buch hier wird Dir viel mehr nützen, als die Gedanken.“

„Wenn ich nur an Bramble gedacht hätte! Ich hätte doch wohl hundert gegen eins auf Watahox und Bramble zusammen setzen können.“

„Was nützt es, an Dinge zu denken, die vorüber sind? Wir sollte lieber immer an die Zukunft denken.“

„Wenn ich nur im Stande gewesen wäre, diesmal auf mehrere Pferde zugleich zu wetten! Dann hätte ich Dir doch wenigstens etwas hinterlassen können. So aber wirst Du, wenn alles erst bezahlt ist, kaum mehr fünf Pfund übrig behalten — daran muß ich jetzt in einem fort denken. Und ich muß auch daran denken, daß Du mir stets eine gute Frau gewesen bist und daß ich Dir ein schlechter Mann war.“

„Bill, Bill; so darfst Du nicht reden; Du mußt jetzt versuchen, Deinen Frieden mit Gott zu schließen. Er wird schon an uns denken, wenn Du uns hier allein zurücklassen mußt. Ich habe zeit meines Lebens ihm vertraut. Er wird mich auch jetzt nicht verlassen!“

Ihre Augen waren ganz trocken, als sie so sprach; das Gefühl des irdischen Lebens schien völlig von ihr gewichen zu sein. Und noch eine ganze Weile plauderten sie so miteinander weiter, bis für die Besucher die Zeit herankam, das Hospital zu verlassen. Erst als sie schon weit fort war, unten in der Fulham Road, begannen die Thränen über ihre Wangen hinabzuströmen; und schneller und schneller kamen sie jetzt und träufelten herab, gleich wie ein wohlthuernder Regenguß nach lange anhaltendem trockenem Wetter. Und hinter dem Nebelschleier dieser Thränen versank ihr für den Augenblick gleichsam die ganze Welt. Und sie ward so überwältigt von ihrem Kummer, daß sie halten und sich an ein eisernes Gitter lehnen mußte; die Vorübergehenden blieben stehen oder wandten sich doch wenigstens nach ihr um und betrachteten sie mit erstaunten Blicken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Pfingstsonne.

Von Ernst Preczang.

Sie blinzelte durchs Fenster und streichelte den grünen Birkenzweig, der an den Thürpfosten genagelt war. Dann kitzelte sie mit ihren feinen, blanken Glühnadeln die Schläfer: Steht auf, liebe Leute! Steht auf und kommt heraus aus eurem Käfig! Kommt! Verschläft mir nicht den köstlichen Tag, den ich extra für euch hergerichtet habe. Für euch, grübelnde Köpfe und schaffende Arme! Ihr habt euch lange genug geplagt. Habt im Dunkeln gefessen und mit eurer Mühsal und Sorge lange Zwiegespräch gehalten. Vergeßt es für einen Augenblick, meine Kinder, daß sie euch mit entfremdet haben. Laßt euren Kummer daheim und kommt, daß ich euch wieder einmal die andre Seite des Lebens zeige. Kommt! Kommt! —

Und sie kamen. Hunderte, Tausende, Unzählbare. Männer mit grauen Bärten und zitternden Händen. Mütterchen, welche den Säugling des Daseins auf ihren Häuptern trugen und sich beim Gehen auf einen altmodischen Schemel stützen mußten. Kräftige Mannesgestalten mit braunen Gesichtern; zähe Frauen, denen Arbeit die Hände gehärtet. Jünglinge mit trotzigem Gesichtern und unwilligen Augen; zarte, blühwangige Mädchen mit blondem, braunem und schwarzem Haar, in hellen, dunklen und farbigen Kleidern. Und Kinder — Kinder in Scharen, die neugierig in die Welt blickten und schwärmten und fragten mit unermüdetem Munde.

Euch lieb' ich am meisten, schmeichelte die Sonne. Euch, ihr Kleinen. Ihr versteht euch noch nicht vor mir, sucht nicht den Schatten, wie es die Mäden thun müssen, die das Leben ermattete. In euren kleinen Seelen glüht noch hell der Funke, den ich jedem auf die Welt gebe. Unverschüttet, unverglimmen brennt die winzige Flamme in eurer Brust. Keine Frage erstickt, kein Sturm verlöscht sie bisher. Ach, könntet ihr doch immer so bleiben! Könntet ihr doch mit hellem Herzen bis zu Ende gehen! Aber ich weiß wohl: das ist ein Wunsch und bleibt ein Wunsch. Allerlei dunkle Mächte werden kommen, werden eure blanken Augen trüben und die harmlose Freude in eurer Seele ertöten. Aneinanderreihen wird uns das Leben! Wie eine finstere Wolke wird's sich zwischen euch und mich schieben und manchmal werden wir glauben, einander gar nicht mehr zu kennen. Aber wir wollen Freunde bleiben, hört ihr! Wollen uns zuweilen wiedersehen. Trotz alledem. Der heimliche, goldene Faden, welcher hinüberleitet von euch zu mir, von mir zu euch, darf nicht zerreißen. Fest müßt ihr ihn halten. Und wenn die Tage auch grau sind und schwer, einmal doch müßt ihr sie abwerfen und zu mir kommen, daß ich euch scheinere und den stillen Funken, der zu erlösen droht, von neuem erglücken mache.

Gut, wir verstehen uns!

Wir auch! Die Sonne zwinkerte lustig zu den jungen Mädchen hinüber. Ei, wie ihr euch gepußt habt! Das gefällt mir. Nun will ich eure Wangen noch ein wenig schminken! Ein ganz feines Rosa leg' ich auf die Blässe. In die Augen meinen Wiedererschein. Sol' seht, wie hübsch ihr geworden seid! Jetzt geht nur und sucht euer Glück. Hier herum muß es zu finden sein. Dort, dem jungen Mann im schwarzen Rock, mit der weißen Kravatte, glänzen schon die Augen. Nicht so unmutig, Fremd! Heute ist Pfingsten und man darf sich wohl einen Scherz erlauben. Die stille Wege im Wald hab' ich mit prachtvollem Grün geschmückt und hinter der Hecke am Wiesenrand läßt sich's vorzüglich träumen. Die Monde und du, das wäre ein Paar! Ja, seht euch nur an! Mein kleiner Bruder, der Mond, wird mir's morgen erzählen, ob ihr einig geworden seid, und ob ich euch im nächsten Jahre meine Musikanten zur Hochzeit schicken darf.

Was ist denn mit dem Herrn Nachbar dort? Haha, einer von den allzeit Unzufriedenen. Wahrhaftig, er schmäh't mich und streift die Jade herunter — just wie sonst, wenn er an der Hobelbank steht. Nun singt er und schwingt seinen Stod. Recht so, Freund! Du kannst nicht böse bleiben, ich will es nicht. Deine Frau auch nicht. Sie lacht aus vollem Halse und reicht dir ein Brötchen: „H, Alter!“ Nun laut er und singt dabei! Ach, ihr Materialisten! Da sitzen sogar vier im Grase und dreschen einen Stat. Mir alles einerlei! Wenn ihr nur vergnügt seid und die Freude in eurer Brust aus den Schladen hüpft! —

Und wir, Väterchen? Du, Großmütterchen? Es geht nur langsam vorwärts auf den alten Beinen, wie? Seht mal, da steht eine Eiche mit wunderhübschem Dach. Auf ihren breiten Wurzelknollen läßt sich's gut sitzen. Dort ruht euch. Gegen die Wäiden ist dein Knafter gut, Alter! Was machst du plötzlich so fröhliche Augen, Mütterchen? Hier habt ihr schon einmal gefessen? Vor langer, langer Zeit? Richtig, ich entsinne mich. War auch dabei. Ach ja! Damals saßt ihr anders aus als heute, so viel weiß ich. Auch die Eiche hat ein älteres Gesicht bekommen. Und mit der Schlantheit ist's bei ihr wie bei euch vorbei. Das war auch ein Pfingsten damals! Glatte Wangen und krauses Haar, wie, Großmutter? Einen Strauß an der Brust. Den hat dir der da zerdrückt. Ja, du, Alter! Schmunzle nur! Man weiß es noch, was du für ein Dursch' warst! Was für ein prächtiges Mädel du, Großmütterchen! — Einen Tag nach dem andern habt ihr gemeinsam auf den Buckel genommen. Die Rücken sind ein wenig krumm davon geworden. Ihr habt zu schleppen gehabt, das ist wahr! Manchen Fluch, manchen Seufzer hab' ich gehört. Aber eins freut mich noch heute: ihr habt mich nicht vergessen, habt mich hereingelassen in euer Fenster und

euren Sinn und zuberächtlich mich am neuen Morgen erwartet, wenn der Abend vorher trübe gewesen. So ging manche schwere Stunde leichter vorüber. Bringt es so zu Ende und gehabt euch wohl! Ich muß wieder einmal nach meinen andern Kindern schauen. Ob irgendwo noch ein trauriges Gesicht ist, versteht ihr? Ich streichle es so lange, bis es lacht.

Denn heute ist Pfingsten. Die Erde hab' ich mit Grün und Blüten geschmückt. Und im Menschen möcht' ich die Hoffnung sehen. —

Kleines feuilleton.

gc. Pfingstwetrennen im Böhmerwald. Die Wettrennen, welche im Böhmerwalde alljährlich am Pfingstmontag abgehalten werden, haben durch die Scherze des Spasmachers, der nie dabei fehlen darf, noch einen besonderen Reiz für das umwohnende Landvolk. Dieser Spasmacher sitzt, drollig angezogen, auf der erbärmlichsten Währe der ganzen Gegend, welcher man noch dazu auf der Schwanzseite einen künstlichen Hals und Kopf aus Stroh und aus dem Kopfe ein eben solches Hinterteil gemacht hat, so daß über die Augen ein Schwanz herabhängt. Will er aufsteigen, thut er es mit einer Leiter. Die Reiter tragen auf dem Kopfe eine kleine Ledermütze, die nicht mehr als den Wirbel bedeckt, um den Hals ein loder geschlungenes Tuch, haben keine Sadel an und sitzen ohne Sattel auf dem Pferde, welches an Jaum, Mähne und Schweif mit roten Seidenbandmaschinen geschmückt ist. Sie sammeln sich beim Wirtshaus, wo auf einer Fahne die Preise, ein rot- oder blauweidener Westenstoff, ein farmehurrotseidenes Halstuch und ein schöner Hosenträger, nebst einem Strauß von künstlichen Blumen hängen. Der vierte Sieger erhält einen unbedeutenden Geldebetrag. Zur Bestreitung aller Ausgaben haben die Reiter das nötige Geld zusammengehoßen. Unter lustiger Musik brechen die Reiter auf und postieren sich. Eine dünne Strohspur bezeichnet das Ziel. Ein Hintenschuß giebt das Zeichen zum Abtritt und bringt eine wahrhaft fieberhafte Aufregung unter die dichtgedrängten Zuschauer. Der Sieger ergreift jauchzend die Fahne und läßt aufspielen. Doch plötzlich knallt ein zweiter Schuß, und der Spasmacher beginnt ein Rennen allein, steigt nach 20 Schritten ab, füttert sein Pferd, treibt alle möglichen Posten, reitet dann bis zum Ziel und fängt mit dem Sieger einen heftigen Streit um die Fahne an, der damit endigt, daß ihm sein Lohn zugesagt wird, welcher gewöhnlich in zwölf Rädchen Rauch- oder Schnupftabak besteht. Unter Musik, Jauchzen und Lärmen zieht man nach dem Dorfe zurück, wo nach kurzem Tanz die Burschen, die Musik voran, durch alle Straßen reiten und um jeden Bauernhof einige Male herumsprennen, während der Spasmacher mit einem großen Tragekorbe auf dem Rücken bei jeder Hausfrau „Müchln“ (Schmalzgebäck) und Eier einjammelt. Die gesammelten Müchln und Eier verpeisen die Burschen im Wirtshaus, worauf Tanz das Fest beschließt. In der Umgegend von Pilsen geht dem Wettrennen noch ein Pfingstspiel voraus, das viel Ähnlichkeit mit den Pfingstritten in Schwaben hat. —

k. Verdi und sein Verleger. Folgende Anekdote erzählt der „Gaulois“ anlässlich einer Aufführung, die die Pariser Oper zum Besten des Verdi-Denkmal in Mailand veranstaltet. Nach der Erstaufführung des „Rebuladnezar“ in Mailand, durch die Verdis Ruhm begründet wurde, begab sich der Künstler in sein ärmlich beschickenes Stübchen, dessen ganze Einrichtung aus einem Bett und einem Tisch bestand; seine Frau war in dieser armeneligen Wohnung einige Monate zuvor buchstäblich den Entbehrungen, die das junge Paar zu erdulden hatte, erlegen. Am nächsten Morgen wurde Verdi in aller Frühe durch Klopfen an der Thür geweckt. Verschlafen richtete er sich auf und erlante in dem frühen Besucher den berühmten Mailändischen Verleger Merelli, der seinen Kollegen zuvorkommen wollte und deshalb zu so ungewöhnlicher Stunde zu dem jungen Komponisten gekommen war. Er hoffte, den Musiker leicht für sich zu gewinnen und sädelte die Unterhandlungen mit feinsten Diplomatie ein. „Wieviel wollen Sie also für Ihre Oper haben?“ fragte er schließlich. „30 000 Frank!“ Merelli fiel aus allen Himmeln und wiederholte mit tonloser Stimme seine Frage. „Ich sagte Ihnen bereits: 30 000 Frank — aber nur, weil Sie um 5 Uhr aufgestanden sind, um zu mir zu kommen. Bis heute abend wird die Summe auf 50 000 Frank steigen!“ Schließlich gab der Verleger, der immer noch ein gutes Geschäft machte, nach; aber infolge des Schrecks bekam er die Selbstsucht und mußte zwei Monate lang das Bett hüten. —

ie. Die Anziehung des Lichtes für Nachtschmetterlinge ist von dem Zoologen Joseph Perraud in einer der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegten Arbeit untersucht worden. Die Forschungen haben zu folgenden Schlüssen geführt: Die Nachtschmetterlinge sind im stände, sämtliche Lichtstrahlen wahrzunehmen, werden aber von den verschiedenen Teilen des Spektrums in verschiedenem Grade beeinflusst. Das weiße Licht übt die stärkste Anziehungskraft auf diese Insekten aus. Merkwürdigerweise werden sie ferner durch zerstreutes Licht mehr angezogen als durch grelles. Bekanntlich hat man die früh festgestellte Thatsache, daß die Nachtschmetterlinge nach einem Licht fliegen, auch zu verwerten gesucht durch Herrichtung von eigenartigen Fallen, die inmitten der Felder angebracht werden. Perraud giebt an, daß es für solche Lichtfallen zweckmäßig ist, die Stärke des Lichtes abzumildern und ihm gleichzeitig durch geeignete Blendungen ein möglichst großes Strahlungsfeld zu geben. Besonders wird darauf Rücksicht zu nehmen sein, daß die Lichtstrahlen auch für die am Boden

fliegenden Schmetterlinge noch wahrnehmbar sind. Perraud beschreibt eine solche Lichtfalle, die etwa 10 Kerzenstärken besitzt und mit Schirmen zur Zerstreung der Lichtstrahlen versehen ist. Nach seinen Versuchen wird mit einer solchen die Jagd auf die Nachtschmetterlinge am ergiebigsten sein, allerdings müssen die Fallen in Abständen von etwa 25 Metern, also in ziemlich großer Zahl angewandt werden, wenn ein wirklich bedeutender Erfolg durch ihre Aufstellung erzielt werden soll. —

Kulturgeschichtliches.

— **Gnidelstein und Gnidelbrett in Skandinavien.** Wir lesen im „Globe“: Die in Nord- und Mitteldeutschland weit verbreiteten Gnidel-, Gnidel- oder Gnidelsteine sind auch in Dänemark und nach einem Berichte des Bibliothekars P. G. Wistrand, namentlich in den schwedischen Landschaften Dalarna und Schonen, sowie in den norwegischen Kentern Bratsberg und Nordre Bergenhus nicht selten; dagegen ist bisher kein Exemplar aus Norrland oder aus Finlands bekannt. Der Rohstoff ist für gewöhnlich massives, in der Regel schwarzes oder seegrünes, vereinzelt jedoch auch ungefärbtes Glas. Selten finden andre Rohstoffe Verwendung; so stehen im Nordischen Museum den 176 gläsernen je ein feinerer aus Schonen und Norwegen und ein hölzerner aus Schonen gegenüber. Die kreisrunden Steine haben einen Durchmesser von 6,7 bis 10,7 Centimeter. Die beim Gebrauche nach unten gerichtete Seite ist in der Regel mehr oder weniger konvex; die obere ist dagegen konvex oder plan und trägt nicht selten einen Handgriff, der jedoch auch fehlen kann. In Dalarna findet man noch eine dritte, auch in Deutschland wohlbekannte Form, einer langhalsigen Flasche mit bauchigem Boden ähnlich. Da dieser „Stärtjelsten“ auch aus norwegischen Gräbern der Wikingerzeit bekannt ist, wird er wahrscheinlich über Norwegen, nicht direkt aus Deutschland durch die in Dalarna beschäftigten deutschen Glasarbeiter eingeführt sein.

Zu dem Gnidelstein gehört auch ein Gnidelbrett, gewöhnlich aus Eichen- oder Buchenholz, glatt gehobelt und an einem Ende bogenförmig abgerundet, mit profilierter Kante und einfachen oder zuweilen durchbrochenen Schnitzereien verziert. Das Gnidelbrett bildete ein wichtiges Brautgeschenk des Bräutigams, das infolgedessen seinen bevorzugten Platz an der dem Eingange gegenüberliegenden Hauptwand des Bohnzimmers bekam.

Mit Gnidelstein und Gnidelbrett glätteten die Frauen — in Schonen bis nach 1880 — die sichtbaren leinenen Kleidungsstücke. Das Kleidungsstück wurde über das Brett gestreckt (wobei zuweilen ein breites Kalbsfell als Unterlage diente), leicht mit gebleichtem Wachs bestrichen und darauf eine Zeit lang auf das nachdrücklichste mit dem Steine bearbeitet, so daß es schließlich eine emailleglänzende Oberfläche in besonders angenehmem Farbentone zeigte und einen Vergleich mit den Erzeugnissen der heutigen Glanzplatterei nicht zu scheuen brauchte.

Funde aus den letzten Jahrzehnten haben dargethan, daß der Gnidelstein bereits in vorgeschichtlicher Zeit in Skandinavien bekannt gewesen ist. Der älteste bisher bekannte Fund, in dem man einen Gnidelstein aus Glas fand, stammt aus einem Frauengrab bei Galsom in der Nähe von Levanger in Norwegen, das aus dem ältesten Abschnitt der jüngeren Eiszeit stammt. Aus Schweden erwähnt Hj. Stolpe einen von Björks in Mälaren, der mit arabischen Silberfäden gefunden wurde und aus der jüngeren Eiszeit stammt.

Die Kunst der Glasbereitung war den nordischen Völkern noch im ganzen Mittelalter unbekannt; speciell in Schweden wurde die erste Glasfabrik 1640 in Stockholm gegründet, aber erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts scheint dieser Zweig der Industrie größeren Aufschwung genommen zu haben. Die Gnidelsteine aus Glas müssen demnach aus irgend einem der älteren Kulturländer importiert sein. Vielleicht stammen sie aus den Mittelmeerländern, mit denen der Norden um diese Zeit in fast ununterbrochener Handelsverbindung stand. Speciell im 16. und 17. Jahrhundert erfolgte die Einfuhr aus Norddeutschland, wahrscheinlich in größerem Maßstabe, da die Zollbehandlung schon damals erfolgte. —

Aus der Pflanzentwelt.

tt. **Goldregen (Cytisus).** Jedes Jahr, wenn sich der schöne Goldregen in den Parkanlagen mit seinen großen gelben Blütentrauben behängt — nach Mitte Mai —, pflegen die Zeitungen darauf aufmerksam zu machen, daß der Strauch giftig ist und daß der Genuß der Blüten schon öfters böse Zufälle hervorgerufen habe. Die Warnung ist ja gut gemeint, aber sie ist eigentlich überflüssig. Einem erwachsenen Menschen wird es nicht einfallen, Blüten wie eine Ziege zu essen. Die Kinder muß man aber überhaupt darüber belehren, daß Blüten keine passende Speise für den Menschen sind. Denn nicht nur der Goldregen und seine Verwandten sind giftig, ebenso giftig oder noch schlimmer ist der Seidelbast, der Fingerhut, der Eisenhut, der Hahnenfuß, die Blüte der Kartoffel und viele andre Gewächse, die der Mensch öfters vor sich hat. Die Blüten sind wohl überhaupt in den seltensten Fällen dem Menschen zuträglich und so ist es angebracht, die Kinder ganz allgemein vor dem Genuße von Pflanzenteilen zu warnen, besonders auch vor den Früchten und Samen solcher Gewächse, die sie nicht ganz genau als unschädlich kennen.

Der Goldregen ist übrigens noch keine sehr gefährliche Giftpflanze, der Genuß der Blüten, vor allem aber der Hülsen und

Samen führt ab und ruft Erbrechen hervor. Vergiftungen mit tödlichem Ausgange sind wohl aber nicht beobachtet worden. Das schädliche Alkaloid, das in dem Goldregen enthalten ist, kommt auch in den andern Cytisus-Arten vor. Die Gattung Cytisus, zu den Schmetterlingsgewächsen gehörig, umfaßt hohe und niedere Sträucher, die gewöhnlich leicht an ihrer Dreiblättrigkeit und an ihren gelben Schmetterlingsblüten zu erkennen sind. Es giebt allerdings auch einen purpurbliutigen und einen weißen Cytisus. Der gemeine Goldregen wird wegen seiner längeren Hülsen auch Bohnenbaum genannt. Der Name Goldregen ist äupst glücklich gewählt für den Strauch, von dem es zur Blütezeit wirklich wie flüssiges Gold herabzuriefeln scheint. Er stammt aus den Voralpen Süddeutschlands, während sein nächster, ihm sehr ähnlicher Verwandter, der Alpenbohnenbaum, im Alpengebiete heimisch ist. Der letztere unterscheidet sich von dem ersteren hauptsächlich durch seine Hülsen, die beim gemeinen Goldregen dicht seidig behaart, beim Alpengoldregen aber kahl sind. Von den beiden Bohnenbäumen grenzen manche Forscher die übrigen Cytisus-Arten als eigne Gattung ab. Es giebt davon noch drei in Deutschland, die nicht selten ebenfalls als Biersträucher in Parkanlagen angepflanzt werden. Hierlicher in allem, aber sonst ähnlich ist der schwarzwerdende Cytisus. Seine Blätter färben sich nämlich, wenn sie zur Aufbeahrung im Herbarium gepreßt werden, schwarz. Seine Blütentrauben, die nicht herabhängen, sondern aufrecht stehen, blühen erst zu Beginn des Sommers, sie sind kleiner als bei den Bohnenbäumen, ebenso wie auch die Blätter viel schmäler sind. In Köpfen stehen die Schmetterlingsblüten beim kopfbliutigen Goldregen (Cytisus capitatus), während sie bei einer letzten Art, dem zweiblütigen Goldregen, vereinzelt in den Blattwinkeln stehen. Die beiden letzten Arten von Cytisus haben zwar eine etwas andre Gesamtgestalt als der gemeine Goldregen, sie sind aber ebenfalls sehr empfehlenswerte Biersträucher. Nicht nur, daß sie sehr anspruchslos sind und sofort nach der Pflanzung blühen, eine noch wertvollere Eigenschaft ist die, daß sie ebenso wie der Bohnenbaum einen ganz außerordentlichen Blütenreichtum entfalten. Sie treiben lange Ruten, die so voller Blüten sitzen, daß sie ganz gelb aussehen. So verdienen auch sie den deutschen Namen Goldregen. —

Humoristisches.

— Was noch fehlt. „Haben Sie Ihre letzte, lange Krankheit wieder ganz überstanden?“

„Ganz — noch nicht!“

„Was fehlt Ihnen denn noch?“

„Die Rechnung des Arztes!“ —

— Gemütlich. Gast: „Aber Leni, was machen Sie denn auf meinem Rücken?“

Kellnerin: „Entschuldigen S', ich wollt' nur den Hammelrücken streichen!“ —

— Aufopfernd. „Herr Doktor, die Medizin, die Sie für Freizücker verschrieben haben, ist schon aus.“

„Unmöglich!“ — Ich verordnete doch bloß dreimal im Tag einen Theelöffel voll.“

„Zawohl! Aber mein Mann, ich, die Großmama und die Kinderfrau mußten immer vorher einen Löffel nehmen — sonst hätt' sie der Freizücker nicht genommen.“ — („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Eine Peter Hille-Ehrung findet am 26. Mai, abends 8 Uhr, im Architektenthause statt. Eintrittskarten zu 5, 3, 2 und 1 M. sind bei H. Lazarus, Friedrichstr. 68, bei Breslauer u. Meyer, Potsdamerstraße, und in der Amelangschen Kunsthandlung, Kantstraße, zu haben. —

— Im Münchener Hoftheater erzielte Karl Weiß' Volksoper „Der polnische Jude“ bei der ersten Aufführung einen starken Erfolg. —

— Im antiken Theater zu Orange werden in diesem Sommer zwei Novitäten, „Die Bacchanten“ von Gasquet und „Der gekrönte Hippolyt“ von Jules Bois, aufgeführt. —

— Aus der graphischen Abteilung der Großen Kunstausstellung sind, wie die „Tägliche Rundschau“ berichtet, die Karikaturen auf Hohenlohe, Miquel, den König von England und Chamberlain entfernt worden. —

— Die Düsseldorf'sche Stadtverordneten bewilligten 60 000 M. zu Ankäufen auf der diesjährigen Kunstausstellung. Dem Galerieverein stehen nunmehr 82 000 M. zur Verfügung; diese Summe soll hauptsächlich zum Erwerb von Werken auswärtiger Künstler dienen. —

— Ein neuer Tunnel in den Alpen wird von den schweizerischen Bundesbahnen geplant. Es handelt sich um den Durchstich des Brünings nach Interlaken zu. Der Tunnel würde bei Giswyl beginnen, den Kaiserstuhl und Brünning durchqueren und unweit Brienz im Haslithal münden. —